

reichlich Anlaß geben. Lustige Abende wurden in froher Gesellschaft verbracht. Des guten H. liebste Vergnügen aber war „Pieke von hinten“. Der Wirt befaß nämlich ein Kino, verfügte über nur über einen einzigen Film mit dem schönen Namen „Pieke in Paris“. Dieser war den Sechsgelassen auf die Dauer zu langweilig geworden, und so waren sie auf den Gedanken gekommen, ihn rückwärts laufen zu lassen. Auf alle Fragen, was er denn zu tun beabsichtige, schmunzelte der gute H. verständig; er habe eine gute Sache in Aussicht, die aber noch nicht spruchreif sei.

Wieder vergingen einige Wochen, da ging wie ein Lauffeuer die Nachricht durch das Land, daß der gute H. seine eigene Farm zurückgekauft habe und zwar für den Preis von nur 25 000 Mark.

Guard und Mädchen aber waren wieder nach Europa verschwunden.

Das Sprungbrett

Von H. Liedtke.

(Nach einer Satire der Zeitschrift „Ismachatsch“ über die Leiden russischer Staatsbediente.)

Januar, Montag, den 9. Ein wahres Elend! Unser großer Betrieb von 1000 Berühmten kommt nicht in Gang!

Am Mittwoch erschien der neue Direktor. Unter Wamm. War neugierig, wollte die Fabrik kennen lernen und verlor sich in ihren leeren Korridoren. Irrte wie eine Wandermücke, ohne den Ausgang zu finden. Erst am dritten Tage kam er zum Vorschein, — zu spät: im Amtszimmer lag der Regierungserlaß über seine Abberufung auf dem Schreibtisch und hand der Nachfolger.

Nicht über der Nachfolger! Spielt Harfe. Kommt von der Oper.

Dienstag, den 10. Er beginnt den Betrieb einzuräumen. Läßt die Korridore belichten, bestellt 200 Tischler aus Emaile mit der Aufschrift von Rang und Namen der Angestellten. Damit sich niemand mehr verirrt. Unterschreibt die Befehle — und öffnet ein Schreiben der Regierung, das ihm die Verletzung zur Nachbetrachtung überbringt.

Der dritte Direktor stellt sich ein. Nichts zu sagen! Sehr energischer Mann. Aus Großmannshausen.

„Ihr wollt das Geschäft ruinieren“, poltert er, „Geld für Tischler aus dem Fenster werfen! Weg damit!“

Und er beschließt, sparsamer zu wirtschaften, vor allem auch mit dem Papier. Anträge werden auf der Rückseite des Schreibens beantwortet. Sieht zu — ein Viertelbogen erspart! Neugierigen in verschiedenen Angelegenheiten kommen auf einen gemeinsamen Bogen, — mag sie der Empfänger auseinanderklauben!

So wird bis zum Abend noch viel geregelt; dann sieht man den dritten Direktor zurück und schickt einen anderen.

Mittwoch, den 11. Der andere ist gut, forschbegierig. Ein Doktor scheint es. Prüft die Pulse. „Wah“, ruft er aus, „ich weiß schon, warum es bei Euch stockt. Ihr habt keine Übung von wissenschaftlichen Methoden. Ich werde Euch lehren.“ Und er stürzt sich auf einen Kontoristen: „Kann man so sitzen, junger Mann? Wer hält so die Feder? In drei Absätzen atmen: eins, zwei, drei!“ „Und Sie?“ — zu einer Maschinenschreiberin — „was krümmen Sie sich wie ein Igel! 15 Prozent Kraftverlust! Brust heraus!“

Donnerstag, den 12. Der Doktor ist weg. In den Zeitungsdienst geholt. Wir haben den fünften Direktor. Nicht schlecht. Ein Ausländer — Amerikaner. Scheint aus der Handelsabteilung zu stammen.

„Time is money“, spricht er, „und Ihr steht die Zeit.“

„Wie?“ fragt der Betriebsauschuß erschrocken, „müssen entzählen Sie das? Bei uns ist noch nie gestohlen worden.“

„So meine ich es nicht. Aber was leistet Ihr an Arbeit? Nun, ich werde Ordnung schaffen.“ Er befiehlt, daß ein jeder ein Heftchen bekommt, in dem er die verrichtete Arbeit stündlich zu verzeichnen hat. Als Ausweis und zur Verantwortung. Seine Sackel Wam läuft zur Uhr. Stellt die Zeit fest, schreift an; ist man damit fertig, läuft man wieder zur Uhr — sie steht im sechsten Stock. Und du kennst unsere Zeit: kommen sie erst in Fluß, so bleiben sie in Bewegung. Was dabei herauskam, sah nach Afrika aus, nicht nach Amerika.

Freitag, den 13. Ein Unglückstag. Den Amerikaner hat man in die Landwirtschaft übernommen; und schickten sie mittags den

sechsten Direktor. Nichts auszufehen. Gymnastiker. Aus dem Staatszirkus, glaube ich. Versprach, alles zu bessern. Vieh in den Werkräumen Trapeze anbringen. Zur Erholung von der Denkarbeit. Lief die Luftsenker öffnen. Befahl den Maschinenschreibern, sich Bewegung zu machen. Offen gestanden, wir freuten uns. Leider hörten wir abends, daß er abberufen war. In ein Kinderheim.

Sonabend, den 14. Der siebente Direktor ist sehr sonderbar. So geschäftig. Woher er stammt, weiß ich nicht.

Morgens 10 Uhr kam er an, mittags stellte er sich Anweisungen auf zwei riesige Vorschüsse aus, um 3 Uhr verabschiedete er sich, um 4 Uhr setzte er sich in den Zug, und heilte in die Welt. Er fuhr, um irgendwo eine Frage an Ort und Stelle zu studieren.

Samstag, den 15. Der sonderbare Direktor war von allen der klügste. Im Januar fuhr er los und ist noch immer auf der Reise. So kann man ihn nicht fassen, um ihn abzuhalfen.

Wir sind uns selbst überlassen. Und der Betrieb? Ach, der Betrieb geht ausgezeichnet.

Das Geheimnis des Niefens

Es ist ein uralter Brauch, dem Niefen eine geheimnisvolle Kraft, einen besonderen Einfluß zuzuschreiben, ein Glauben, welcher ziemlich in allen Weltteilen in irgend einer Form anzutreffen ist, und erst in neuerer Zeit bei den gebildeten Klassen Europas in Wegfall gekommen ist. Dagegen scheint das Niefen besonders hoch in Ehren und Ansehen bei den wilden Völkern zu stehen: den Rothhäuten Amerikas, den Kaffern Afrikas, den Bewohnern Neu-Seelands ufm. Kommt zum Beispiel ein kleiner Neuseeländer auf die Welt, so erscheint sogleich der Priester mit einem Gefolge von Gevattern und Vätern, um das Kind zu taufen, wobei das Niefen insofern eine Haupt- und entscheidende Rolle spielt, als durch dasselbe der Lärm sein Namen erhält. Langsam beginnt der Priester Namen für Namen heranzulagen. Erst wenn einer der Anwesenden niefet, hält er inne, denn dieser Name, bei welchem geniefet wurde, ist von der Gottheit für das Kind wählbar worden.

Die Kaffern Afrikas huldigen der Ansicht, daß die Götter dem Niefenden besonders nahe seien, um den Wunsch eines Menschen zu erfüllen. Darum rufen sie beim Niefen: Geist unseres Stammes, gib mir Kinder! oder „Geist unseres Stammes, gib mir Vieh!“ Daher haben die Kaffern und ihre Grenzgebirge eine so große Vorliebe für den Schnupftabak, weil er nach ihrer Ansicht, ihre Wünsche respektive deren Erfüllung befördert.

Auf den Tonga-Inseln hat das Niefen dagegen eine böse Bedeutung. Wehe demjenigen, welcher bei einer religiösen Zeremonie nicht der Verehrten wie der persönlichen Milde des Hauptlings, wenn ihn dieser nicht sofort mit der Keule niederschlägt. Soll etwas Kriegesrisiko unternommen werden, und der Zufall will, daß einer der Krieger zuvor niefte, so läßt der Hauptling des betreffenden Stammes sofort das Unternehmen für diesen Tag ruhen.

Am Ausguck

Die Sperlingschule.

Ein Vogelfreund, der vielen Besuchern des Londoner Hyde-Parks bekannt war, hat jetzt ein tragisches Ende gefunden. Der Ingenieur Algernon Valentine, ein Mann von 63 Jahren, wurde tot aus dem Wasser gezogen; er ist ertrunken oder hat sich auch vielleicht das Leben genommen, da es ihm in der letzten Zeit schwer wurde, Arbeit zu finden. Dieser stille, trauernde Mann erschien viele Jahre hindurch tagtäglich an einem abgelegenen Fleck des Hyde-Parks, wo sich sogleich die Vögel um ihn versammelten. Er fütterte die Vögel und hatte sie so an sich gewöhnt, daß man geradezu von seiner „Sperlingschule“ sprach. Die Vögel folgten ihm aufs Wort. Die sonst so frechen und ruppigen Gassenjungen der Vogelwelt stellten sich vor ihn in Reih und Glied, und wenn er kommandierte „beugen“, so bückten sie ihre Köpfe nieder. Befahl er „Rechts um!“ so wandten sich die Sperlinge nach rechts und ebenso auf sein Kommando nach links. Befahl er einem Vogel, auf seine Hand zu fliegen, so führte dieser den Befehl aus, und manchmal befahl er mehrere nacheinander auf seine Hand, um sie zu füttern. Er hatte die Tiere gut abgerichtet, daß sie die Brotkrume, die auf

seinem Handteller lag, nicht nahmen, bevor er es ihnen nicht erlaube. Wenn er „Schule hieß“, so sammelten sich zahlreiche Zuschauer, die die Belehrigkeit der Sperlinge bewunderten. In seinem Zimmer fand man noch einen Sack mit Brotkrumen und Körnern, der wohl zur Mähzeit der Vögel an dem Tage dienen sollte, an dem er nicht mehr nach Hause zurückkehrte.

Die Wollspitze in Rußland.

Infolge der strengen Kälte im Norden hat Zentralrußland wieder stark unter den nach Süden ausgewichenen Wölfen zu leiden. Große Rudel irren nicht nur auf dem flachen Lande umher, sondern zeigen sich sogar in der nächsten Umgebung der Städte und finden unter der Bevölkerung zahlreiche Opfer. In verschiedenen Gegenden, z. B. Orenburg und Samara, werden in großem Maßstab Treibjagden abgehalten, ohne daß die Ergebnisse befriedigend zu nennen wären. Auch im Süden zeigen sich Wölfe, am Don und im Kubangebiet. Unter den zahlreichen elternlos umherirrenden Kindern (eine für das Nachkriegsrußland charakteristische Erscheinung) richten sie hin und wieder wahre Blutbäder an. Man hat mehr als einmal an einer einzigen Stelle die Knochenreste von Tausenden von Kindern gefunden, die den hungrigen Tieren zum Opfer fielen. Die ungeheure Ausdehnung des dünnbesiedelten Landes macht eine wirkliche Bekämpfung der Wollspitze vorerst unmöglich. Wie im eigentlichen Europa wird der Wolf auch in Rußland erst dann auf den Aussterbe-Etat gelangen, wenn das weite Land dichter besiedelt sein wird, als es heute der Fall ist.

Büchertisch

Ein Heimatbuchheft brachte der „Sauerländische Gebirgsbote“, die amtliche Zeitschrift des Sauerländischen Gebirgsvereins, heraus in der Februarnummer. Aus dem reichhaltigen Inhalt sind besonders hervorgehoben die Aufsätze von Fabrikant W. Münker über Heimatbuch im S.G.V., worin in erster Linie warnend auf die Wichtigkeit der letzten Jahre hingewiesen wird, von Dr. Dr. Dr. Josef Schaefer: „Zur Erhaltung der Sitten und Gebräuche der Heimat“, von Dr. Dr. Dr. Josef Schaefer über Heilgenhäuser und von Otto Grohmann über „Naturdenkmal und Wandern“. Gedichte von Fr. W. Grimme und anderen Sauerländern, eine Schilderung des am Peterstag (22. Februar) im Sauerlande noch verbreiteten Sonnwendfestes, eine Skizze des Sauerländer Dichters „Wolf Wurmbach“. Weitere wertvolle Mitteilungen aus dem Gebiete der Natur- und Heimatkunde und dem Verkehrswesen wie Vereinsleben füllen den Rest des mit gutem Bildschmuck versehenen Heftes aus. In Beispielen und Gegenbeispielen wird zu zeigen versucht, wie trübsal und öde sich das bleichere Gewand gegenüber den freundlich und einladend ausschauenden Fachwerkhäusern ausieht.

„Die Zugspitze“. Illustrierte Alpenzeitschrift für das Gebiet der Mittellalpbahn. Verlag Karl Voelckel, München 2. 2. 3 — Einzelheft 60 Pf. Durch den gewaltigen Aufschwung der Orte an der Mittellalpbahn seit Eröffnung dieser Linie, ferner die neuerdings erbauten Seilbahnbahnen auf Kreuzsee und Zugspitze, sowie die alljährlich hier stattfindenden großen Ski-Sprung-Veranstaltungen und Wintertouristen wird das Gebiet „rund um die Zugspitze“ immer mehr zum Konzentrationspunkt internationalen Fremdenverkehrs. In richtiger Einstellung hierzu hat der eingangs erwähnte Verlag deshalb seine bereits vor dem Kriege unter dem Titel „Die Mittellalpbahn“ herausgegebene Zeitschrift wieder ins Leben gerufen und diese neue Alpenzeitschrift segelt nunmehr unter dem Namen Deutschlands höchster Warte: „Die Zugspitze“. In zweifarbiger Umschlag auf gutem Kunstdruckpapier hergestellt und mit ausgewählten schönen Bildmaterial versehen, bietet das reichhaltige Heft eine bunte Reihe Aufsätze belehrenden und unterhaltenden Inhalts. Wir nennen u. a. nur die Titel: Fritz Müller, „Garmisch-Partenkirchen“ Will von Boock: „Mit der Seilbahnbahn auf das Kreuzsee“, Heinrich Koeppen: „Die Zugspitzen-Expedition“, Winter im Werdenfeller Lande“, „Scherbittles Straßenbild in Garmisch-Partenkirchen“.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlag: P. A. Sang, Altena.



Seimat und Sterne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 9

Mittwoch, 2. März

1927

Die deutschen Auswanderer

Von R. Liemann.

War es im vorigen Jahrhundert die Abenteuerlust, die Sucht, in den amerikanischen Goldgruben große Reichtümer zu erwerben, die den deutschen Auswanderer über den großen Teich fahren ließ, so ist es in der Gegenwart die Not, der Mangel an Erwerb, der viele unserer Landsleute zwingt, das Glück, das heißt eine einträgliche, feste Lebensgrundlage im Lande der unbegrenzten Möglichkeiten zu suchen. Es sind vom Schicksal heimgeleitete Menschen, die nur schweren Herzens die heimatische Scholle verlassen. Wenn wir sie fragen, werden sie antworten: „Wir haben das ewige Hungerleben satt. Drüben wollen wir uns ansiedeln, das Land urbar machen und eine eigene Farm gründen.“ Eine eigene Farm da ist es, was so verlockend klingt. Wissen sie auch, was es heißt: eine eigene Farm gründen? Die Urbarmachung des Urwaldes verlangt übermenschliche physische Kräfte und mancher ist dabei schon zugrunde gegangen. Ganz abgesehen davon, daß das Klima in den Siedlungsgegenden jenseits der Gesteinsgrenze der Mitteleuropäer ruiniert. Die Auswanderer kommen die Gefahren vom Hörensehen; denn schon viele ihrer Vorgänger sind zurückgekehrt, weil sie lieber in der Heimat das bittere Los der Not und Armut ertragen wollten, als im fernen Westen unter unglücklichen körperlichen Anstrengungen, Entbehrungen und Leiden das Leben aufs Spiel zu setzen. Fürwahr, es gehört ein großer Mut und Unternehmungsgedanke dazu, die Fahrt über den großen Teich zu unternehmen. Viele haben zwar Verwandte und Bekannte in den amerikanischen Freiheitseckeln, doch wenn diese nicht selbst vermögend oder als einflussreiche Persönlichkeiten anzusehen sind, so werden sie den Neuankömmlingen wenig nützen können.

Früher war es zum größten Teil Nordamerika, wohin sich die deutsche Auswanderung richtete und so ist es im Grunde genommen bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein geschichtlicher Ueberblick auf die verschiedenen Phasen dieser Auswanderung und ihre Wirkung in der neuen amerikanischen Seimat, auf die Zusammenfassung der dortigen Bevölkerung ist im höchsten Grade interessant.

Die erste deutsche Auswanderung von Bedeutung fand im Jahre 1683 statt. Was von Deutschen vorher dahin gekommen, blieb unter Holländern, Engländern und Schweden einzeln verstreut, und brachte es, außer einer palästinensischen Gemeinde bei New York, nicht zu größeren Niederlassungen nationaler Genossen. Damals hatten die Quäker unter William Penns Führung sich ihren Sektensaat Pennsylvanien in der neuen Welt gegründet, und von ihren gewonnenen Anhängern in Norddeutschland waren es zunächst Rheinländer, die ihrem Rufe zur Uebersiedelung folgten.

Im Jahre 1709 fand dann eine massenhafte Auswanderung aus der Pfalz und aus Schwaben statt, die von der englischen Regierung veranlaßt war. Dreizehntausend Deutsche lockte der Ruf, sich mit Unterstützung englischen Goldes in dem nordamerikanischen Lande anzusiedeln. Die Reise ging nach Nordkarolina und New York. In Pennsylvanien siedelte sich vorzugsweise das wohlhabende Deutschtum an und veränderte die rauen Wälder in einen fruchtbaren Garten. Im Jahre 1738 berichtete der englische Gouverneur dieser Provinz, er glaube, es könne der Wahrheit gemäß behauptet werden, daß der blühende Wohlstand des Landes größtenteils dem deutschen Fleiße zu verdanken sei. Im Jahre 1763 gab es in Pennsylvanien bereits dreißig deutsche Gemeinden, die Zionsgemeinde in Philadelphia war die

Röln am Rhein

Röln am Rhein, du schönes Städtchen, Ja, Röln am Rhein, du schöne Stadt. Und darinnen muß ich lassen Mein'n herzlichsten schönsten Schatz.

Pulver und Blei, das muß man haben, wenn man ? schießen will. Schöne junge Mädchen, die muß man lieben wenn man sie eine halbe Stund'.

Schatz, ach Schatz, du tust mich kränken, Vieltausendmal in einer Stund'. Könntest du mir die Freiheit schenken, Bei dir zu sein eine halbe Stund'!

Ja, die Freiheit sollst du haben, Bei mir zu sein eine halbe Stund'; Wenn du mir versprichst getreu zu bleiben, Bis an die allerletzte Stund'.

Dröben am Himmel stehn zwei Sterne, Die leuchten heller als der Mond. Der eine leuchtet in die Kaserne, Der andre, wo mein Liebchen wohnt.

Fritz Linde.

Deutscher Marsch

Von Ernst Hengstenberg-Elmsborn.

Hier liegt das Wasser in erbittertem Streit mit dem Lande. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod. Kein Zweifel, daß eines Tages das Wasser Sieger bleiben wird. Es greift unermüdet und von allen Seiten an. Ueberall ist es bereits da. Es fehlt ihm nur an der letzten Vereinigung und dem Auslaufen zu konzentriertem Angriff. Es wird manchen Ansturm unternehmen müssen, ehe das Land ihm gebört. Denn das Land ist mit dem Menschen im Bunde. Doch — im Grunde ist es kein Land. So geht der Kampf des Wassers mehr gegen den Menschen, der sich der Taufung Land bedient, um dem Wasser zu widerstehen. Der Grundwasserpegel des Landes liegt mit der Landschaft in gleicher Höhe, zum Teil darüber, so daß jeder Schritt über Wiesen und Feldwege Wasser zieht. Von oben stürzt das Wasser aus schweren Wolken herab, mit geschärftem Willen: Hier willst du herrschen, hier ist dein Reich. Der Wind ist mit ihm im Bunde, er gibt ihm Stöße und fest es bis in die äußersten Winkel, treibt es durch Riß und Loch, durch Dach und Wand. Der Wind ist vom Meere her dem Wasser auf, treibt es mit der Flut elb aufwärts und drückt es tief in die Nebenflüsse hinein, über deren Ufer und Deiche hinweg es sich schnell und vernichtend auf die Weiden, auf die Aecker, in die Wälder hinein, in die Straßen der Städte, in die Häuser der Dörfer, über die Landstraßen, in das ganze Land hinein ergießt. Wie ertrinkt und rettet sich, Frucht erfaßt, verkauft im Wasserdrückstand, der nicht mehr weichen will. Der Himmel ist diesem Land nicht gnädig. Wenn der Tau seines Regens andernorts Segen ist, so ist er hier Fluch. Wasser ist dieses Landes Not, seine Bedrohung und später einmal — sein Untergang.

Der Mensch in der Abwehr, im Kampf mit der See, viele, viele Kilometer landein, wo man sie nicht sieht, noch hört. Noch ist er Sieger, noch läßt er sein blankes Vieh auf den nassen Wiesen weiden und zieht das beste Fleisch und die fetteste Milch, die die köstlichste Butter gibt. Er kennt kein Nachlassen. Arbeit ist die Süßigkeit, die er der Herde dieses Landes abge-

winnt. Er weiß, was er will. Er kennt sich aus — auch mit dem Wasser. Das Bedrohliche, der einmal drohende Untergang, den sehen nur wir mit den Augen des Fremden. Der Holsteiner geht groß, stark, ungebeugt, gehalten von seiner Pflicht durch sein Land und seiner schweren Arbeit nach. Ein deutscher, herber und ernster Mensch.

Wenn auch das Land dem Ansturm der Wasser, gegenüber, die von allen Seiten vordringen, weich, moorig, nachgiebig und willig geworden ist, — die Führung im Kampf hat der Mensch. Und dieser ist von einem Schlag, den Wasser und Wetter nur verwirrt und härter machen.

An der chinesischen Riviera

Nach dem Christian Science Monitor
von H. Hesse-Neuwirth.

Dort, wo die Schantung-Halbinsel wie eine dicke Fingerspitze auf das japanische Korea deutet, laufen die östlichen Interessen vieler Nationen zusammen. Ganz an der Spitze des Fingers liegt das britische Weihaiwei, um das Ende ein wenig nach Norden Tschifu, um das ein oder zwei amerikanische Schiffe zu finden sind, und einige Dutzend Meilen weiter südlich an der lieblichen Küste die Stadt Tsingtau, einst das „Klein-Deutschland des Fernostens“, dann jahrelang der asiatische Zankapfel und nun wieder der Besitz ihrer früheren Herren, der Chinesen.

Im November 1914 hatte Japan den Deutschen Tsingtau abgenommen, und als es nach dem Abkommen von Washington an China zurückfiel, das dieses Land besetzen, seit die Weltkriegs vor 1500 Jahren die Seeräuber vertrieben, gereichte es China zur großen Befriedigung, denn Tsingtau ist die Riviera der chinesischen Küste.

Dieser an sich dehnbare Begriff ist nicht einmal schlecht angebracht, denn die Gegend um Tsingtau, die schöne Bucht Kiautschau, das purpurfarbene Raoschan-Gebirge im Hintergrunde und die malerischste Felsenküste — dieses ganze Bild trägt weit mehr ein europäisches als ein asiatisches Gepräge. Es erinnert an deutsche Samstagsküste am Baltischen Meer, an Stellen des Christiansfjords in Norwegen, ja selbst an die seltsame Küste Neu-Englands.

Tiefes Tsingtau, heute internationaler Badeort, hat eine ungewöhnliche Geschichte. Die spärlichen Einzelheiten dieser Geschichte sind bekannt: wie die Deutschen hier 1897 landeten und diesen Schritt mit dem Schicksal zweier deutscher Missionare begründeten, und wie die Chinesen in eine Verpachtung der Bucht von Kiautschau auf 99 Jahre an die Deutschen einwilligten und der sehr wirksame Kolonisationsprozeß Deutschlands sofort begann.

Doch niemand, der Tsingtau nicht gesehen, kann sich auch im entferntesten vorstellen, wie wirksam dieser Prozeß war. Europa selbst ließ sich plötzlich hier an der Schantung-Halbinsel nieder, und nach einem Jahrzehnt waren das einzige Chinesische in Tsingtau nur noch der Name und die Asiaten, die dort noch wohnten. In der Tat gibt es in der ganzen Welt kaum ein bemerkenswerteres Beispiel von Kolonisation, besonders wenn man die Tatsache berücksichtigt, daß die deutsche Besetzung nur sieben Jahre dauerte. Allein in diesem Zeitraum wurden Dörfer vollbracht, die noch heute an die Wunder von Tausend und einer Nacht erinnern.

Fast über Nacht wurde der ganze Bohnenbezirk der Stadt deutsch. Prachtvolle Regierungsgebäude wuchsen wie mit Zauber Schlag aus dem Boden. Dauerhaft gebaute Landstraßen wanden sich meilenweit nach allen Richtungen und am Strande, der ganz an eine Promenade am Mittelmeer erinnert, entstanden große Hotels, Klubhäuser und Paläste, sobald wirksame deutsche Leitung das Werk von Tausenden chinesischer Kulis in die Hand nahm.

In wenigen Jahren war Tsingtau in der Tat ein Klein-Deutschland im Fernen Osten geworden. Und wenn ich noch vor kurzem unter Bäumen am Abhang aus meinem Fenster blickte, sah ich bis zum fernen Meer nichts, das auch nur im geringsten an den Osten gemahnte. Überall rot: Dächer auf dunkelbraunen Häusern von ausgeprägten deutscher Zeichnung und Bauart. Ich sah Lärche und mit Bäumen bepflanzte Straßen genau wie in Lübeck oder Bremen.

Die ganze Atmosphäre mutete deutsch an. Und doch war Tsingtau schon seit zwölf Jahren nicht mehr deutsch, denn Japaner und Chinesen hatten es in Händen. Allein wie an an-

deren Orten baute Deutschland auch hier nicht für einen Tag. Nein, nur sieben Jahre europäischer Wirkens haben hier in Tsingtau nordischer Energie und Tatkraft ein Denkmal gesetzt, das wahrlich ein Jahrhundert asiatischer Tätigkeit nicht untergraben wird.

In dem eindrucksvollen Verwaltungsgebäude, das die Deutschen vor kurzer Zeit erbauten, sitzen heute häßlich bezauberte Beamte, die erst die eine Regierung vertreten und dann die andere, ja zuweilen gar keine. Die Büros sind schmutzig und vernachlässigt, und nirgendwo ist von Zielbewußtheit etwas zu merken. Sonst scheint dieser Prachtbau unverändert. Majestätisch steht er auf der Höhe und überblickt die schöne Bucht von Kiautschau. Von Eisen umschlossen, ein Granitbau, massiv und dauerhaft wie der Kölner Dom, wirkt er hier im Fernen Osten als ein Denkmal deutscher Mächtigkeit.

So ist denn Tsingtau, die chinesische Riviera, in seinen Hauptzügen noch immer deutsch, obwohl Deutschland offiziell den Fernen Osten verlassen hat. Der Besitzer meiner Pension, die an einen deutschen Gasthof am bayerischen Meer des Bodensees erinnert, ist ein Deutscher, der 1900 nach Tsingtau kam.

In störrischem Eigenfinn wich er nicht zurück, als nach den vereinten britisch-japanischen Angriffen die Japaner 1914 feierlich einzogen. Er hatte schwere Zeiten durchzumachen, wie so viele seiner Landsleute. Aber sie blieben, und die besseren Läden, Cafés und Gasthäuser Tsingtaus sind noch heute in deutschem Besitz, wie sie es vor 1914 waren. Die Chinesen bezeugen keine Feindseligkeit.

Mit seiner Persönlichkeit aller Posen und Nationen ist Tsingtau in der Tat ein friedlicher Ort. Es ist fast international wie Schanghai, wenn auch in kleineren Ausmaßen, und von allen Teilen der chinesischen Küste, von Peking, Hankau, Hongkong und den anderen Winterstädten eilen die Menschen in den heißen Monaten Juli und August nach Tsingtau.

Im weiten, ebenen Landschaftsrande herrscht hier nachmittags fast ein Treiben wie in Deauville oder am Yba. Die Landschaft hat etwas Liebli-ches, das sich mit der Bucht von Neapel vergleichen läßt. Weiter vom Strande zurück und unter Bäumen steht ein großes Hotel mit geräumiger Terrasse, auf der während des Sommers nachmittags und abends ein Orchester spielt.

Ein Sommer in Schanghai ist ein Erlebnis, das man nicht leicht vergißt. Und Tsingtau ist Schanghais sommerlicher Ausflugsort. Fast täglich verkehren hier Dampfer aller Flaggen. Die Fahrt dauert vierzig Stunden. Hat man den moralischen Panik-Krieg erst einmal hinter sich, so wird die Luft so erfrischend kühl, wie man sie in Schanghai nicht kennt. So findet denn von Juli bis zum Herbst eine große Völkerwanderung statt von Schanghai, selbst von Hongkong nach Tsingtau.

An der chinesischen Küste kommen die Sommerwinde meist von Süden. An der ganzen südlichen Seite der Schantung-Halbinsel, der chinesischen Riviera, steht der Seewind Tag und Nacht niemals aus, und an der Spitze in Weihaiwei, das ebenso britisch ist wie Tsingtau, deutsch, sind die Winde, vom Stillen Ozean über das Gelbe Meer kommend, sogar noch stärker. Im Winter gleicht das Klima dem der Mittelmeerküste noch mehr, denn der langgestreckte Raum des Raoschan-Gebirges hält die Nordwinde ab und macht die sanft abfallende Südhälfte der Schantung-Halbinsel zu einer milden, heiteren Gegend.

Die Zukunft Tsingtaus ist im Osten ein Gegenstand nie endender Eroberungen. Die Europäer sind fast einstimmig der Meinung, daß unter deutscher Besetzung alle Interessen befriedigt werden als heute. Die Deutschen hatten es zu einem Platz gemacht, der von Suez bis Madagaskar einzig dastand. Selbst in Hongkong hatte sich Europa nicht so wirksam festgesetzt.

Die Chinesen geben selbst zu, daß man früher ihren Interessen besser gerecht wurde, als besonders unter dem gegenwärtigen Wirrwarr in Peking. Damals gab es nichts von jener wirtschaftlichen Verzweiflung, wie sie dort heute herrscht, selbst unter Europäern, vor allem den Russen. Sämtliche ausländischen Interessen bekamen den Wechsel ohne Ausnahme, denn sie alle hatten darunter zu leiden, als Schantung zum Zankapfel internationaler Politik gemacht wurde.

Doch der Deutsche hat noch Hoffnung. „Heute“, meint er, „sind wir ohne gewisse ausländische Interessen besser dran. Eines Tages aber...“

Der Sternenhimmel im Monat März 1927

Von Max Valier.

Im Monat März geht die Sonne zu Anbeginn für die mittlere Breite von Deutschland etwa um 6 Uhr 45 Minuten auf und senkt sich um 5 Uhr 40 Minuten bzw. 6 Uhr 30 Minuten unter dem westlichen Horizont hinab. Die Dauer der bürgerlichen Dämmerung, an deren Ende die Sonne 6 Grad unter dem Horizont steht, berechnet sich zu rund 40 Minuten, die astronomische Dämmerung währt noch eine Stunde länger.

Beginnen wir die Beobachtung bald nach Sonnenuntergang, den Blick den Westen gerichtet, so sehen wir dort noch mitten in der hellen Dämmerung, Venus, den schönen Stern der Liebesgöttin, aufkommen. Sein Licht, das im Januar und Februar noch nicht so auffällig schien, nimmt von Woche zu Woche zu und steigert sich bis zum Ende des Monats, wo Venus dann bis nach 9 Uhr am dunklen Himmel verweilt, so sehr, daß es selbst den hellen Fixsternen Capella im Fuhrmann um das Dreifache übertrifft.

In den allerersten Monatsstagen kann unweit rechts unterhalb der flammenden Venus auch ihr Bruderplanet Merkur noch gesehen werden, dessen am 16. Februar begonnene außerordentlich glänzende Sichtbarkeit in diesen Tagen zu Ende geht. Wenn man den Untergangsort Merkurs in den ersten beiden Monatsstagen sich genau gemerkt hat, dürfte es gelingen, ihn mit freiem Auge auch noch am 3. mit dem Fernrohr am 4. und 5., mit dem Fernrohr am 6. und 7. März zu sehen. In Wahrheit läuft der Merkur in diesen Tagen auf einer hohen Sonne und Erde herein, um am 18. März zwischen der Erde und ihrem Tagesgestirn hindurchzugehen. Im Fernrohr erscheint Merkur als ein winziges, vom Monatsersten an täglich zunehmendes, schmaler werdendes Lichtscheibchen von Anfangs 8", zuletzt 95" Durchmesser, so daß man eine gut 200 malige Vergrößerung bedarf, um dieses gleichgroß zu sehen, wie die Scheibe unseres Mondes mit freiem Auge. Darauf verweist der Merkur für den Rest des Monats. Erst wenn Merkur schon untergegangen ist, tauchen die Fixsterne von der scheinenden Winterfemmel aus dem tiefen dunklen Himmel hervor, sämtlich den Zwischraum zwischen West und Südost erfüllend. Zuerst blüht wohl noch über West Capella im Fuhrmann auf und zugleich tief in den Lüssen des Südwesthorizonts Sirius im großen Hunde, dann folgen rasch Aldebaran im Stier, Betelgeuse und Rigel im Orion, Safoth und Pollux in den Zwillingen und Procyon im kleinen Hunde. Und endlich — als Dritter im Bunde der abendlich leuchtenden Moneten — gesellt sich noch der Mars bei, der oberhalb von Aldebaran im Stier vorbeizieht.

Lassen wir nach Einbruch der Nacht zur Monatsmitte etwa um 10 Uhr unsern Blick neuerdings über den Fixsternhimmel schweifen, dann finden wir diesen in nachfolgender Stellung: Im Nordwesten verfinstert gerade Andromeda mit ihrem berühmten Nebelfleck. Ihr folgt Perseus mit dem bekannten lichtverändernden Stern Ras Algol, während die obersten Sterne seiner girlandenartigen Figur, auf die zwischen ihm und der funkelnden Cassiopeja gelegenen schönen Sternhaufen h und γ Persei hinweisen. Ueber Westen finden wir tief den Stier, mit Aldebaran und den reizenden Plejaden, von denen in dieser tiefen Stellung auch ein gutes Auge nur mehr 5-6 der schwachen Sternchen zu sehen vermag. Oberhalb des Stiers hält sich das Bild des Fuhrmanns noch einige Stunden lang, denn bei der hohen nördlichen Deklination seiner Sterne beschreiben diese eine andere, längere Bahn. Tief über Südwest geneigt, erkennen wir den Jäger Orion. Rigel, sein Fußstern flackert unruhig in den Dämpfen, während Betelgeuse, etwas höher kreisend, gelblich glöst. Auch der blühende helle Sirius wird von den Dämpfen bald verfinstert und verfinstert als mattes Sternlein, kaum noch beachtet. Das Südfeld des Himmels beherrscht in mittlerer Höhe das gewaltige Sternbild des Großen Löwen, mit dem heißen Fixstern Regulus als Hauptgestirn. Im Löwen ist ein Fixstern interessant, Gamma, am Rücken des Raubtiers, ein Doppelsternpaar 2,0 Lichtjahre und einem schwächeren grünlichen Begleiter von 3,5 M. Helligkeit. Zwischen dem Löwen und den Zwillingen glitzern die schwachen Sternlein des Krebses, die den reizenden Sternhaufen der „Krippe“ einschließen. Unterhalb des Krebses, auf der Höhe Procyons im kleinen Hunde aber recht die Hydra oder Wasser- schlange ihr dämonisch-markantes Haupt em-

por. Der am höchsten von ihnen, Apollon Hydrae, ist ein berühmter Doppelstern, bestehend aus einem Hauptstern gelber Farbe von 3,8 M. Helligkeit und einem winzigen Begleiter von 7,8 M., der lautes Licht ausstrahlt und im Abstand von 3,3" seinen Beherrscher in 650 Jahren umkreist. Der helle Hauptstern selbst ist indessen abermals doppelt, oder ein so enges Paar, daß nur die größten Fernrohre der Welt seine Aufspaltung gestatten. Der Rest der Wasser- schlange ringelt sich gegen Südosten immer tiefer, bis das Schwanzende dort am Horizont verschwindet. Er enthält nur noch einen hellen Stern, rechts schräg unterhalb des Regulus, genannt Alphard. Hart über dem Schwanzende der Wasser- schlange liegen die kleinen Stern- bilder Bezer und Rabe. Genau über Südosten endlich sehen wir einen hell blühenden Fixstern aufsteigen. Es ist die heiße Spica in der Jung- frau, einer der absolut hellsten Sterne des Him- mels überhaupt, denn sie übertrifft unsere Sonne an Jahrer Leuchtkraft fast 3000 mal. Ein wirk- liches Gegenstück zu Spica ist der höher über Ost rötlich leuchtende Arkturus, der Hauptstern im Bootes.

Genau im Osten redet die Schlange ihr Haupt- empor, über ihr die himmliche Krone mit der glühenden Gemma, dem Edelstein. Ueber Ost- nordost steigen die mäßig hellen Sterne des Herkules herauf. Der strahlend herrliche Stern α , der zur genannten Stunde gerade genau im Nordosten aufsteigt, ist Vega, der hellste Stern des nördlichen Himmels überhaupt, die Verkörperin des nahenden Sommers. Fast bei Nord schaut auch schon Deneb, der Hauptstern in Schwan herauf. Von den polumgekehrten Sternbildern aber finden wir den Großen Bären steil zum Scheitel auf Ost aufsteigend, die Giraffe gegen Südwest, Cassiopeja am Nord- west gegen West, Cepheus vom Polstern gen den Nordpunkt herabziehend und den gering- sten Drachen nach Osten ziehend.

Von den übrigen Planeten ist Jupiter wegen seiner Zusammenkunft mit der Sonne den ganzen Monat unsichtbar. Saturn geht etwa um Witternacht tief im Südosten, etwas oberhalb von Antares im Skorpion auf und bleibt bis ins Morgenrot. Sein wunderbarer Ring ist weit geöffnet, umfaßt die Kugel völlig und kann bei 40-60 maliger Vergrößerung im Fern- rohr schon gut erkannt werden. Uranus ist ebenfalls wegen seiner Sonnenröhe unsichtbar. Neptun, der sonnenfernste Wandelstern, steht im Löwen nahe bei Regulus an sich zwar gün- stig, kann aber nur mit guten Fernrohren und mit Hilfe einer genauen Sternkarte aufgefunden werden.

Hege und Jagd im März

Von Wilhelm Schreyer.

Zeigt auch der März trotz seines Milde ver- zeichnenden deutschen Namens „Lenzing“ Win- terstrenge, so gilt doch auch ihm gegenüber als erste Mahnung für den wahren Weidmann, der immer zuerst Hege sein soll: Weiterfüttern, so- lange, bis die für fast alle Wildarten, besonders aber für unser Reh-, Rot- und Damwild schlimmste Gefahren bergende Uebergangszeit ganz überwunden ist. Bei plötzlichem Tauwetter fällt das Wild über die natürliche Grün- düng her, sobald es die nicht mehr besorgten Fütterungen leer findet, und dann gibt es leicht noch Fährnild oder mindestens kümmernde Stücke. Bringt der „Lenzing“ seinem Namen zum Spott, wie wir es oft erleben, noch einen sogenannten Nachwinter, so ist dieser in hege- rischer Hinsicht meist schlimmer als der eigen- liche Winter, und sei er auch noch so hart ge- wesen. Vor allem werden die Märzhasen, also die in diesem Monat gefestigten Junghasen, manchmal restlos vernichtet, wenn ein gutes Sägemehl in Frage gestellt wird. Daß die Märzhasen, kommen sie gut durch, selbst noch im Hasenommer setzen und mit ihnen bis zum Winter jagdbar gemordenen Junghasen den Stamm eines guten Hasenjohres bilden sollen, ist allerdings zweifelhaft. Um die Gefahren eines solchen Nachwinters für die Hasen zu mil- dern, kann der Jäger, der die Mittel und das erforderliche Revier hierfür hat, Schutzkriemen anlegen, die aber auch nur teilweise das Ver- hängnis aufzuhalten vermögen, soweit der Ab- gang der Junghasen infolge solcher Nachwinter in Betracht kommt. Außerordentlich wertvoll, ja Vorbedingung für ein gut besetztes Feld- revier bleiben jene Schutzkriemen neben den Wildbäckern aber trotz allem.

Eine sehr üble Folge für unsere Cerviden hat der lang anhaltende „Nachwinter“ dadurch, daß er bei schlechter oder unrichtiger Fütterung die Entwicklung der neuen Gehörne und Geweihe reizen hin zur Arbeit erscheinen, und jeden- falls damit die Fütterungen in einem März länger und

Nachwinter besonders sorgfältig zu betreiben, damit dem männlichen Wild die für den Ge- hörn- und Geweihebau nötigen Stoffe zuge- führt werden. Solange die Fütterung nicht ge- liehen. Bereifte Wasserstellen in der Nähe der Fütterungen sind nach Möglichkeit offenzuhal- ten. Selbstverständlich ist diesfallsige Fütterung zu solchen Zeiten auch allem übrigen Wild nur zuträglich, nicht zuletzt auch für die tragenden Stüde und die Entwicklung ihrer Tracht. Ist der März milde, wird der Boden für Wildbäuer bearbeitet, werden Reimen angepflanzt oder ergänzt, was es not tut.

Waden beginnen zu frischen, die Fische wer- fen ab. Die leidge Stangenjücker, die die besten Stände bewirtschaften und das Wild aus- ihnen vergräbt, muß beachtet werden, da- mit sie sich in Grenzen hält, soweit der Pächter oder Jagdbesitzer nicht das Recht hat, sie über- haupt zu verbieten oder zu verhindern.

Ist das Wetter danach, beginnt die Balz der Vögel. Die Jagd aber wird tündlich meist hinausgeschoben und am besten erst gegen Ende April ausgesetzt. Der Anflug am Balzplatz berei- tet ja auch dann erst, wenn die Winterstürme dem Wonnemond weichen, volle Weidmanns- freude.

Am Abend — etwa um die Mitte des Monats (März, das ist das Wahre!) holen wir uns auf dem Strich eine baldige Schenke. Das Bisherige auf Schenken schieben wir auf den Herbst auf. Einige Bekanntschaften, die Karnickel der Luft, schießen wir, wenn's nicht vorbeigeht, auf der Suche in feuchten Wäldern. Dabei achten wir scharf auf die Gierfuchser. Rißgeier sind ja leider „frei“, wie viele andere Gelege werden bei dieser Gelegenheit zerstört.

Der März ist auch der Wandermont der Krä- hen und Raubvögel. Darum halt der Jäger, der ein für die Hüttenjagd geeignetes Feld- und Stängelrevier hat, den lebenden oder mechan- ischen Uhu herauf, um mit ihm auf der Kräh- enhölle die Schädiger des Kleinwildes heraus- zulauchen und kurz zu halten. Der lebende Uhu ist ja fraglos besser, aber nur wenige können ihn ja heute halten. Eine weihnachtliche Rahe oder eine kleine Gule bieten ebenfalls einen leidlichen Uhu-Ersatz.

Der Frühlingsfarmer

Von Robert G. Freund.

Der Engländer nennt diese Leute „green- horns“. Wie oft haben wir in unseren lieben alten Kolonien herzlich über sie gelacht. Und da Schadenfreude immer noch die reinste Freude ist, so sah man oftmals das ganze Land lachen und gespannt warten auf das, was der- artige Reuklinge anstellen. Rat und Vorschläge scheiterten meist an der Ueberhebung und dem Allesschmerz dieser Frühlingsfarmer, wie sie in den deutschen Kolonien so schön genannt wurden.

Traf da eines schönen Tages in unserm Be- zirksstädtchen ein junges Ehepaar ein und nahm im dortigen Hotel Wohnung. Ganz junge Leute, er etwas über die zwanzig, sie kaum neunzehn. Aber in der Ausmaße ihrer Ergeu- ger schienen beide sehr vorzüglich gemessen zu sein, zum mindesten was die äußeren Güter des Lebens anbetraf. Man sah sie öfters in einem der leichtsinnigsten amerikanischen Picknicks- Wagen umherkutschieren. Sie waren beglück- t von der wilden, eigenartig herben Schönheit des afrikanischen Landes.

Nach kurzer Zeit hörte man, daß sie die Farm D. von dem Besitzer H., einem Junggefallen und tüchtigen Farmer, gekauft hatten. Natürlich kannte man auch allgemein den Preis, es wa- ren sechszigtausend Mark. Der glückliche Ver- käufer zog in das Bezirksstädtchen, wo er sich häuslich im Hotel niederließ. Eward und Klärchen aber — anders wurde das junge Pär- chen wohlwollend genannt — zogen auf ihrem neuen Besitzum ein. Auch ein Ver- malter wurde mit einem sehr anständigen Ge- halt für den Betrieb engagiert.

Soweit war ja nun alles in schönster Ord- nung, und die Farm hätte ihren ruhigen Gang laufen können. Ja, wenn die lieben Schwa- ren nicht gewesen wären! So ganz ohne einen gelegentlichen wohlwollenden Druck einer vä- terlich gerechten und strengen Hand waren sie damals nach landläufiger Ansicht noch nicht zu regieren. Denn die Arbeit ist doch ein sehr hohes Geschenk des bösen Geistes. Und nur die Töte und der Zwang können den Neger zu ihr zwingen.

Ein kürzester Frist hatten die lieben schwa- ren Brüder die Möglichkeiten ihrer neuen Herrschaft erfaßt. Jeden Morgen dauerte es etwas länger, ehe sie auf das läbliche Glocken- reihen hin zur Arbeit erschienen, und jeden- falls damit die Fütterungen in einem März länger und

das Vieh kam später auf die Weide. Eward und Klärchen schienen, wie man das ja auch verstehen kann, gern etwas länger. Vor neun Uhr erschienen sie nicht am Frühstückstisch. Der Weidwarte war zunächst der junge Verwalter. Da es seine erste Anstellung war, versuchte er zwar mit allen Kräften den Pa- trien im Gange zu erhalten, aber da er auch in den Augen der Eingeborenen eben nur ein gestellter und nicht Was (Herr) war, so waren seine Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt. Dem jungen Chef hatten die Eingeborenen stets eine diesem glückhafte Erklärung bei der Hand. Einige Male hatte auch Klärchen, die noch sehr in europäischen Anschauungen befangen war, einen Einspruch zugunsten dieses oder jenes schwarzen Sünders erfolgreich geltend gemacht. Es sollte aber noch schlimmer kommen.

Nachdem besahen die Sonne an einem schönen Augustmorgen die Farm und wunderte sich wahrscheinlich, daß sie um 8 Uhr noch das Melken mitschauen konnte, während doch auf allen anderen Farmen das Melk spätestens um 7 Uhr bereits auf der Weide war. Mit grimmigem, verbittem Gesicht stand der Verwalter im Viehstall. „So geht das nicht weiter! Jetzt habe ich den Kram satt!“ Und entschloß sich ging er in das Wohnhaus, um den Chef zum Ausgehen der geradezu haarsträubenden Summe zu holen. „Was, Sie müssen selbst kommen, oder der ganze Betrieb geht zum Teufel! Ich lehne jede Verantwortung ab, da ich die verfluchten Rümmler ja nicht einmal per- hauen darf.“ Mit diesen Worten ließ er seinen erhaunten, gerade beim Ankleiden beschäftig- ten Herrn stehen und begab sich in sein Zim- mer.

Kurze Zeit darauf erschien Eward in nicht gerade roter Stimmung im Viehstall. Die Eingeborenen, die ihn kommen sahen, markier- ten eifrigen Fleiß. Stumm stand der Paas und sah sich eine Weile die Gesichte an. Dann lobte er los. „Was ist das hier für eine ver- fluchte Schweinerei! Was sollen die Rümmler hier beim Melken? Raus damit!“ Der Verwal- ter versuchte, ihn der Wahrheit gemäß dar- auf aufmerksam zu machen, daß ohne Gegen- wart der Rümmler die Rümmler sich nicht melken ließen. Als Antwort erhielt er eine schallende Ohrfeige. Die Rümmler wurden hinausgetrieben, und das Melken nahm seinen Fortgang unter leisen erlauteten Rufen und Widerpöschge- murmel der Leute. Der Erfolg war vorauszu- sehen: es gab einfach keine Milch mehr. Das häßliche afrikanische Weidewild gibt über- haupt nur sehr wenig Milch, und überdies läßt sich die Kuh nur melken, wenn ihr Kalb an- saugt.

Eward raste. Soviele Ohrsagen wie an die- sem Vormittage hatten die Schwarzen selbst nicht unter der Regide ihres früheren, in diesen Sinnicht berücksichtigten Herrn erlebt. Es wurde erst Licht, ehe das Vieh auf die Weide kam, und Eward hatte außer seiner guten Laune für den ganzen Tag auch noch allen Respekt bei seinen Leuten verloren.

Wer auch Klärchen mußte ihre Erfahrungen machen. Es war Besuch auf der Farm. Das Pärchen hatte der schwarze Koch ganz leid- lich fertig gebracht, und dank der guten Weins des Hausheer war es in angeregter Stimmung verfallen. Zum Nachmittagskaffee sollte es Aprikosentorte mit Schokolade geben.

Der Kaffeestich ist gedeckt. In der Mitte prangt die wirklich gut gelaunzte Torte. Klärchen geht in die Küche, um das Schlagen des Sahne zu überwachen. Friedlich sitzen die Gäste bei einer Zigarre auf der Veranda. Auf ein- mal ertönt aus der Küche ein lauter Schrei- schrei Klärchens. Der keure Gatte und die Wäste stürzen, ein Unglück befürchtend, in die Küche. Hier bietet sich ihnen ein Bild, das ihre Besorgnis in ein dröhnendes Gelächter ver- wandelt. Mitten in der Küche steht der Koch, eine Kristallkugel voll der köstlichsten Schö- gahne über sein schwaches Haupt gestülpt. Ne- hand heben sich die an seinem Gesicht hinunter- stehenden Schlaglähme von der schwarzen Haut ab. Davor Klärchen in Weinkrämpfen. „Wer Klärchen, was ist denn hier los?“ ruft Eward. Und unter Schreien und strömenden Tränen kommt der schreckliche Schödpösch zu Tage. Sie hatte die Schokolade bereits in der Hand und rief den Koch, um einige kleine Spritzer innerhalb der Schüssel abzuwaschen. Und was tat dieser Unmensch? Er zog seinen schmierigen Hemdzipfel heraus und wuschte damit in der Schale herum. Das war zuviel für Klärchens Nerven gewesen, sie hatte mit einem Aufschrei dem Koch die ganze Schüssel über den Kopf gestülpt.

Schon mehrere Monate saß der Exfarmer H. in seinem Hotel. Seine Hausbesitzung stand im Trinken, wozu die von ihren Besitzun- gen zur Stadt kommenden Freunde täglich und